

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

172 (27.7.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 30

Eine Fahrt nach Helgoland.

Von Richard Wagner.

(Nachdruck verboten.)

„Rein, nein mir wird stündig.“ sagte mein beider niederschweiflicher Freund Vernbühner, wenn ich ihn zu einem kleinen Aufstieg auf irgend eine Schwarzwaldklippe oder einen Heugabel bewegen wollte. Noch nicht einmal vom Mühlerturm in Konstanz traute er sich hinauszuschauen. Und doch war er schon 25 Jahre im badischen Oberlande anässig und fuhr alltäglich als Bahnpolizeiarbeiter die schroffen Abhänge der Schwarzwaldbahn hinauf und hinunter. Ganz süddeutsch war er geworden. Er trank nichts lieber als seinen Dreier Gallauer Rotwein beim Emil in Badel oder seinen schwäbischen Durbacher kleiner in Offenburger Bahnhof. Auch hatte er längst über einen Kreuzlinger Korbtopf, eine Konstanzer Kutscheleierhülle oder eine Wiblinger Wildente die schweren Speck- und Bohnengerichte seiner Baden Heimat an der holländischen Grenze vergessen. Nur einen süddeutschen Fischlauf brachte er nicht über die Junge und „stündig“ wurde ihm schon am niedrigsten Rain. Dagegen rühmte er sich, wenn wir schwäbischen Gebirgsjöhne ihm mit meinem unwiderstehlichen Bergwindel netten, seiner norddeutschen Seetüchtigkeit und behauptete, daß ein viel größerer Wagemut dazu gehöre, in einem Fischboote auf der stürmischen Nordsee zu fahren, als auf einen der verrufensten Alpen Gipfel zu klettern.

Seit ich das Meer und seine Tüde kennen gelernt, kann ich Vernbühner erst recht nicht recht geben. Eine Bergbesteigung erfordert nämlich eine ununterbrochene attive Tapferkeit, während eine gefährliche Seefahrt hauptsächlich die ruhige Energie in Anspruch nimmt. Dort ist jeder einzelne Akteur im aufregenden Schauspiel, hier ist er fast nur Zuschauer beim Kampfe des Naturgewalts mit den übermächtigen Elementen. Selbst die Tätigkeit des Schiffpersonalen ist nur auf eine handwerksmäßige Befolgung beschränkt. Dort zeigt sich der Mut im Handeln, hier im fatalistischen Erbulden. Aber gerade deshalb ist der Eindruck einer gefährlichen Seefahrt weit ästhetischer, als der einer schwierigen Bergbesteigung. Der Bergsteiger verbraucht seine ganze Energie in der eigenen Tätigkeit, wobei er für die ästhetische Aufnahme des Schauerlichen seine geistige Kraft mehr übrig hat. Und wehe, wenn er sie übrig hat, dann läßt ihn das Grauen des Schwindels. Der Seefahrer dagegen muß, angeklammert an seinen schwankenden Sitz, alles über sich ergehen lassen, was die tobende Sturmsflut über ihn herfährt. Während Kletterer der Seefahrer vom Tal zum Gipfel, vom Gipfel zum Tal. Willen- und machtlos wird der Seefahrer emporgeschleudert auf den schäumen den Stamm der Wogen und ebenso macht- und willenlos faßt er hinab ins quergelbe Tal des blaugrünen Wasserfalls.

Wer freilich auf einem komfortablen Ozeandampfer, der nur leicht schaukelnd durch den Sturm geht, sich die wilde Nordsee gleichsam vom sicheren Theaterfuh aus betrachtet, bekommt keinen Begriff von der wildromantischen Fülle des ungebändigten Meeres. Da muß er schon hinabsteigen in die Arena selbst und auf einem kleinen Fischdampfer auf den Wogen reiten; denn der Fischdampfer, der, je kleiner er ist, um so seetüchtiger sein muß, fährt nicht wie der Segler elegant vor dem Winde daher, sondern stürzt sich hinein in den Kampf gegen Wind und Strom.

Es war ein richtiges Dummwetter, als ich auf Pfingsten in einem solchen kleinen Fischdampfer von Wilhelmshaven nach Helgoland fuhr oder vielmehr fahren wollte. Die Plakate, die zu dieser „Vergnügungsfahrt“ einluden, sahen allerdings sehr verlockend aus. Da sollte Lust an Bord sein. Ein kleines Tänschen würde arrangiert werden. Unterwegs wollte man die Fischneke auswerfen und gemeinsam die frische Strecke der Meerjagd verweisen. Dazu ein dreistündiger Aufenthalt auf dem weiskrüten Eiland im prächtigsten Mittagsonnenschein und eine herrliche Rückfahrt durch purpurrotes Meeresschlehen. Es sollte inoffen anders kommen, und die Wasserstraten der Waterkant wühlten auch, daß es bei dem scharfen Nordwind, der sich immer mehr zu einem gerechten Sturm gestaltete, anders kommen mußte. Die Passagiere befanden deshalb auch fast ausschließlich aus grünen Landratten, Handlungs- und Vergnügungsreichen usw. aus dem Binnenlande, die sich eine Seefahrt nach Helgoland ungefähr so angenehm vorstellten, wie eine Fahrt von Bingen nach Koblenz oder von Konstanz nach Regenz.

Schon der Fischdampfer selbst war eine einzige Enttäuschung. Da war kein Promenadedeck und keine komfortable Kajüte. In letzterer lagen die schlaflose ersehnten Damen auf diese zweifelhafte Umgebung. „Es wird noch schlechter als gestern“, meinte der Kapitän, dessen Aeußeres sehr gut zu seinem kleinen schmächtigen Körper paßte, aber mit der Vorstellung, die man sich aus Seeromanen von dem weltmännlichen Kapitän eines eleganten Ozeandampfers macht, nicht die geringste Ähnlichkeit hatte. Es soll gestern schon ganz schrecklich gewesen sein. Ich machte mich also auf eine leidenschaftliche Fordergeleihe gefaßt. Aber man will doch schließlich auch so etwas einmal mitgemacht haben.

Schon setzte ein frischer Sprühregen ein und noch frischer blies uns der Wind um die Nase. Die unglücklichen Strohhalmstühle improvisierten sich wirksame Sturmwände aus acht sächtlichen Windfäden, die ihnen ein vorsorglicher Zigarettenreißender aus Dresden in Galgenhumorfornung anbot. Rücklich stieß die Maschine ein ohrenzerreißendes Wimmern aus — der Seemann lief gedehnte Geräuße ganz besonders — die Tauen wurden gelöst und langsam verlieh der Dampfer den Anlegeplatz.

Seetüchtig war das Schiff; denn trotz des kräftigen Windes paßierte es ruhig die Wogen der Innenhäfen und steuerte durch die graugelben Gewässer der Jade der Außenseite zu, wo zufällig das Nordseegefahrboot vor Anker lag. Die Delphine schossen die Finnen an uns vorbei, diese Omnibusse der Kriegsschiffe, die die Umlauber von Nord an Land und von Land an Nord bringen. Wir näherten uns den graugetrichenen Kolossen, diesen unerfährlichen Millionenbergschlingern des Weltmachtmahnes. Fest und unbeweglich wie eiserne Inseln erhoben sie sich aus dem bewegten Meere. Dafür aber begann unser mühsamer Fischdampfer sich zu hüpfen und zu springen, sich vorwärts und seitwärts zu wiegen, wie ein mulwilliges Füllen.

Noch einmal, ja noch einmal auf den Wellen, Sie springen unter mir gleich einem Kofz, Das seien weiter kennt. Willkommen Schwemmen! Wohin auch sei, jagt schnell wie ein Gefchlo!

So sang einst Lord Byron. Auf unserem Fischdampfer, der Henriette, sang niemand, obwohl auch hier das Kofz die Reiter zu kennen schien, aber als sehr schlechte Reiter; denn schon entstand ein gelindes Ginn- und Herzkupeln und eine Redpromenade wurde immer unmöglicher. Jetzt galt es, sich einen guten sicheren Platz zu suchen. Da gegen Reich nur Feucht hieß, setzte ich mich am Heck zum Stewart, der ein Raß Bier angefaßt und einige Cognacflaschen mobil gemacht hatte. Ein Handlungsreisender aus Frankfurt a. M., so ungetauft wie Notfchilb selbst, teilte mir sein Geheimmittel gegen die Seefrankheit mit. Er sei früher maagelnd, der Arzt habe ihm aber gesagt, wenn er tüchtig Cognac trinke, könne er die Fahrt riskieren. Der tapfere Wagenleidende hatte sich denn auch mit einer großen Medizinflasche versehen, 300 Gramm und edige Cognac, also äußerlich. Er gebrauchte aber die „äußerliche“ Flasche nur innerlich. Und wirklich, er war nächst mir der einzige Passagier, der nicht seefrank wurde; dagegen zog er sich eine akute Alkoholergiftung zu, die sich in überprudelnder Beseelsamkeit äußerte, er war, wie man an der Waterkant sagt, „dühn“ geworden.

Das Mittel ist indessen probat. Auch ich erlebte mir einige Cognacs ein, vergerfte das eingepackte Frühstüdbrot, ließ der Cognacerie eine Bierflesche folgen und hatte bald von innen heraus ein so molliges Empfinden, daß ich beruhigt der Seefrankheit zu troken können glaubte, die bereits angefaßt des Geschwöders ihre ersten Opfer umstrickte.

Mit Bravo und schadenfrohem Gelächter wurden die Ergebenngen dieser ersten Opfer in ihr unabwendbares Geschick aufgenommen. Aber bleicher und bleicher wurden die Gesichter der Spötter und Mann an Mann nach Auffstellung an der Reling, um den Blick hart in die Wellen gerichtet, dem schrecklichen Agir den Tribut darzubringen. Die Damen verschwanden in der „Kajüte“, um feuszend auf dem Schlafadlager der Schellfischfänger zusammenzufinken.

Nach konnte man an der Reling stehen, noch auf den aufgelaupen Schiffsstühlen sitzen. Bald kam es anders. Das Unterdinger Land entschwand im Westen dem Blick, nur Himmel und Wasser war hier zu sehen. Auch im Osten trat das flache Marschland mit seinen wie versunken aus den Deichen hervorruhenden Kirchdörfern mehr und mehr zurück. Das feuerrot angezeichnete Leuchtschiff auf der Genuisbank, an dem sich die zerfackelnden Wogen hoch auftrieten, zeigte die Einfahrt in die offene Nordsee an, die wegen weissen Wogen, gleichsam die Wellen, die der Fedestraße, waren verschwunden, die Farbe des Wassers hatte sich aus dem schäumigen Gelbgrün des Meerbusens in das eisenschilbne Blaugrün der offenen See verandelt. Ich setzte mich auf den Querflischen am Deck, klammerte mich an das Rahmentage des fest verstaubten Bierfasses und gab mich in dieser höchst unpoeltischen Stellung oder Lage ganz der gemaltigen Stimmung hin, die der Wid mitten in das Meergrün mit der weissen tanzenden, sprühenden, schäumenden Gischt der Wellenkämme erragt.

Wer von einem großen Ozeandampfer in die Wogen schaut, steht zu fern von dem Spiele der Wassermaffen, um ganz darin aufzugehen. Unser kleiner Fischdampfer dagegen saß mitten drin in diesem Spiel; eine aus der stürzenden See herausstehende Rire hätte einem die Hand reichen, hätte einem einen kühlen, feuchten Kuf auf den Mund drücken können.

Und wenn uns die Löder des Meeres auch nicht mit Küffen bedachten, so lichen sie es dafür nicht an Wüffen fehlen. Hoch auf stieg der Stern des Schiffes, die Seetranten an der Reling verloren jeden Halt und polterten wir durcheinander, die Stühle kippten um, es war ein Gezappel wie in einem Fischneke. Haus, hoch hob uns die grüne schäumende Woge empor und ebenso tief sauste das ächzende Schiff wieder hinab in das glatte, lodende, schaumlose Dunkel des Wellentales. Ein Augenblick des Auftrafens, des Reißkammers, „Achtung!“ rief der Kapitän und wieder ging es hochhoch empor und hochhoch herunter, mitten in endlosen Smaragdette Neptuns.

Der aber wurde immer zutraulicher und faudte die schmeichelnden abekistalen Wogen mit militärischer Regelmäßigkeit über Deck. Bald saß ich bis über die Antie, bald bis über den Leib mitten im Wasser, mitten im Wogentamp. Doch die Henriette war seetiichtig. Mirschnell, wie der Guß gekommen, verschwand er wieder. Es war eine tolle Jagd, die man Rag auf dem Rücken des Meerrosses, wie sie toller kein Parforreiter auf dem Rücken des feurigen Vollblutes reiten kann, eine ins ungeheuerliche gesteigerte Berg- und Talfahrt, für die es kein aus dem Leben des Binnenländers hervorzubolender Vergleich gibt, wenn man nicht an ein permanentes Erbbeben denken will.

Auf und ab, mitten im stürzenden Regen, Guß über Guß und nichts als Wasser, nichts als Wasser; denn auch der Himmel war unsichtbar vor Gischt und Dunst. Das unbeschreibliche Brandiose dieser Situation ließ mich die Gefährlichkeit derselben ganz vergessen, während meine Gefährten die Augen schlossen und

die Besichtigung der Familie angerufen, und an den stillsch noch nicht ganz verlorene Mädchen besucht ein Gestlicher in den Männen der Sittenpolizei sein Beförderungswert. Mädchen unter 18 Jahren werden überhaupt nicht unter Kontrolle gestellt, sondern der Fürsorgeüberweisung überwiefen.

Ist das richtig, so würde es die Vermutung bestätigen, daß die Berliner Polizei anfängt, an dem Kontrollsystem zu zweifeln. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn sich dieser Zweifel zu dem Entschluß ausreisen würde, mit diesem ebenso nutzlos wie entwürdigenden System nach dem Vorbild Dänemarks gänzlich zu brechen. Jedoch der Berliner „maßgebenden Stelle“ gegenüber darf man nie zu früh auf einen Fortschritt irgendwelcher Art hoffen.

Aus allen Gebieten.

Lechmit.

Ein neuer Atmungsapparat, zum Gebrauch von verdorbener Luft, zum Eindringen in rauchgefüllte Lokale bei Rettungsarbeiten oder in gasige Brunnenschächte, ist von dem französischen Arzt Dr. Tissot in Paris erfunden worden. Der Apparat ist so eingerichtet, daß der Mund völlig unbehindert bleibt und die Atmung nur durch die Nase stattfindet. Der Sauerstoff befindet sich komprimiert in einem Zylinder. Die ausgeatmete Kohlenäure wird durch eine Sobalösung in dem luftdichten Sack, in welchem die Luftatmung stattfindet, völlig absorbiert. Die Nachteile des neuen Apparates, welcher von dem Erfinder selbst in einem mit Leuchtgas gefüllten Zimmer erprobt wurde, sind: 1. die Mänglichkeit eines für längeren Aufenthalt in irrespirabler Luft bei einer Bewegungsmöglichkeit von fünf Kilometer in der Stunde; 2. die gewöhnlichen Krankheiten in allen möglichen Störperioden. Alle Atmungsapparate hatten bisher den großen Nachteil, daß sie die Bewegungsfreiheit wesentlich behinderten.

Medizinisches.

Das Kochsche Tuberkulin, dessen Heilwert längst als illusorisch erkannt worden ist, besitzt nach den Untersuchungen des Dr. Pirquet in Wien eine große biologische Bedeutung. Es soll nämlich durch einen ganz einfachen Versuch die absolute sichere Festsellung ermöglichen, ob ein Mensch, wenn auch nur im allergeringsten Maße „tuberkulös“ ist. Macht man bei einem gesunden Menschen einen kleinen Einschnitt am Arm und reibt die Wunde mit Koch'schem Tuberkulin ein, so heilt die Wunde ebenso rasch und unter den gleichen Erscheinungen, wie jede andere kleine Verletzung. Ist dagegen Tuberkulose, wenn auch noch so gering, vorhanden, so bilden sich in allen Fällen kleine Eiterpusteln von charakteristischem Aussehen vor der Heilung.

Völkerrunde.

Nachkommen der Normannen in Nordamerika? Ein amerit. Missionar, der fünf Jahre lang im Norden Alaska's tätig war, will dort einen kaukasischen Stamm angetroffen haben, welcher wie ein völlig von den mongolischen und indianischen Rassen unabhängiger und rein gebildeter Rest der angeblich normannischen Entdecker Nord-West-Amerikas noch existiert. Die Leute seien alle weit größer als die Bewohner der Vereinigten Staaten und zeichneten sich durch prachtvolle Gestalten mit schön entwickelter Muskulatur aus. Man wird der Nachricht bis auf weiteres mit einigem Mißtrauen begegnen müssen; denn es ist fast undenkbar, daß inmitten der ziemlich kriegerisch veranlagten Eskimos von Nord-Alaska sich ein kleiner kaukasischer Stamm so rein erhalten haben soll.

Entdeckungen und Erfindungen.

Baumwollpapier. Erfindungen werden immer da zuerst gemacht, wo wirtschaftliche Notwendigkeiten darauf hindrängen. In Amerika und Kanada schreitet die Regierung mit immer schärferen Gesetzen gegen die Entforstung ein, welche durch die Cellulosefabrikation und den rapid steigenden Verbrauch von Papier, speziell Zeitungspapier, bedingt ist. Die lechsjährige Cellulosefabrikation in den Vereinigten Staaten allein betrug 14 Millionen Tonnen. Nun ist in Kanada wie in den Vereinigten Staaten fast zu gleicher Zeit das Problem der Zeitungsfabrikation aus Baumwollsele restlos gelöst worden und zwar sind die Papiere von vorzüglicher Qualität bei nicht höheren Produktionskosten, wie bei Holzpapier. Als Nebenprodukte ergeben sich Alkohol und die Fabrikate zur Alchelpapierindustrie. Da in den Vereinigten Staaten die Baumwollproduktion noch gewaltig gesteigert werden kann, so erhofft man für die nächsten Jahrzehnte eine rapide Abnahme der Holzcellulosefabrikation.

Gesundheitspflege.

Das Opiumverbot in China, welches von der Kaiserin-Witve erlassen wurde, um die körperliche Widerstandsfähigkeit der Söhne des Reiches der Mitte im Kampf gegen die immer mehr andrängenden Ausländer zu heben, scheint reichere Wirkung zu tun, als man ursprünglich geglaubt hat. Nach einem Artikel von Noel Peri in der Pariser Monatschrift La Revue sind zahlreiche hohe Beamte und Offiziere entlassen worden, weil es ihnen nicht gelang, innerhalb der festgesetzten Zeit von sechs Monaten sich des Kokers des Opiumrauchens zu entwöhnen. In zahl reichen anderen Fällen, wo sich chinesische Würdenträger, besonders Lehrer, wahrscheinlich durch übermäßigen Ghrgeiz angetrieben, sehr rasch entwöhnen wollten, traten Krankheit und sogar Todesfälle ein. Die Zahl der Opiumraucher sinkt rapid. Jede Woche wird eine Anzahl solcher Aneipen geschlossen. Die Opiumhändler — meistens Juden — verlangen Schutz ihres Handels.

Allerlei.

Theater- und Kirchenhusten. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß im Theater, in der Kirche und auch bei Versammlungen bei den Zuhörern oder Besuchern plötzlich ein allgemeines Husten und Räuspern beginnt. Man hat die Ursache davon bis jetzt immer in der Suggestion, das heißt der unwillkürlichen Nachahmung gesehen und geglaubt, daß das Husten immer von jemand ausgehe, der an einem wirklichen Fallstübel leidet und von den andern nur infolge psychischer Ansteckung nachgeahmt wird. Nun ist aber durch zahlreiche Experimente nachgewiesen worden, daß es sich bei dem Theater- und Kirchenhusten um eine Re-

florierung des Kehlkopfes handelt, die vom übermüdeten Ohr ausgeht. Dieselbe tritt desto eher auf, je intensiver das Ohr angefregnet wird. Sie ist also kein Produkt der Langeweile, sondern im Gegenteil ein Zeichen sehr aufmerksamen Zuhörens.

Die Langlebigkeit des weiblichen Geschlechts. Unter den Glücklichen, die das hohe Lebensalter von über 80 Jahren erreichen, befinden sich viel mehr Frauen als Männer. Nach der Zählung von 1900 gab es im Deutschen Reich Personen

im Alter von	Männer	Frauen
80-85 Jahren	88 271	115 708
85-90	22 455	32 414
90-95	3 800	5 571
95-100	329	777
100 Jahren und darüber	8	32

Trotz der Lebensfähigkeit durch die Geburten, trotz des mit der Schwangerschaft und der Säuglingsernährung verknüpften hohen Kraftverbrauchs, und trotz der einen großen Teil der Frauen vorzeitig aufreißenden doppelten Arbeitslast im Berufsleben und im Hause, erringt das weibliche Geschlecht doch den Rekord der längsten Lebensdauer. Mag das nun darin liegen, daß viele Berufsarten der Männer noch aufreißender oder gefährlicher sind, als das Arbeitsdasein der Frauen im allgemeinen, oder mag der Grund in der verschiedenen Physiologie des männlichen und weiblichen Geschlechts selbst liegen, die Tatsache besteht und mag den Frauen einen gewissen Trost geben in den Sorgen und Mühen ihres Lebens.

Genie und Charakter. Daß diese beiden Dinge nichts mit einander zu tun haben und in einem und demselben Menschen, oft mit unerklärlicher Verschiedenheit, auftreten können, ist bekannt. Gabriele d'Annunzio ist zwar kein großes Genie, aber ein sehr großes Talent und ein wirklich Dichter, als Mensch aber von einer lächerlichen Eitelkeit. Er hat es für nötig gehalten, die Mittelwelt über seine Garderobe zu unterrichten. Er besitzt, wie er fierlich versichert, sechs Dutzend seidene Hemden, zwölf Dutzend dito Socken, zweihundertsiebzig Paar Handschuhe, worunter dreißig Paar weiße, zwanzig Dutzend Taschenmesser, einhundertfünfzig Strawatten, fünfundsiebzehn Paar Schuhe, acht Regen- und zwölf Sommerhüte und siebenundzwanzig Gesamtanzüge. D'Annunzio kultigt seiner spezialistischen Art individuell-modernen Christentums. In dieser neuen Lehre scheint aber der Satz von denen „die zween Röde haben“, nicht enthalten zu sein.

Regen und Aberglaube. Die gegenwärtige lange Regenperiode, welche besonders in Rumänien ungeheuren Schäden in der Landwirtschaft anrichtet, hat in diesem Lande wieder einen alten Aberglauben gewedt. In vielen Dörfern wird jetzt unter feierlichen Aufzügen die sogenannte „Megenmutter“ heerdigt, obwohl die weltlichen wie die geistlichen Behörden gegen diesen Aberglauben auftreten. Diese Wetterzauberei wird besonders stark in den Komiaten Kronstadt und Fogaras betrieben. Die „Regenmutter“ (muma ploaiet) ist eine Puppe, welche aus dem Grifffende eines Weibens verfertigt wird. Gewöhnlich versehen sich nur alte Weiber auf die richtige Ausstattung der Puppe. Dieselbe wird in einem kleinen, blumenbezügten Sarg gelegt und dieser mit Herzen umfellt in einem Zimmer regelrecht aufgebahrt. Dann kommen die Klagenweiber herein und bringen folgendes Lied:

Die Mutter des Regens ist gestorben,
Und jene der Sonne aufzustanden.
Damit das Getreide reife,
Damit wir mit dem Brot beginnen,
Damit wir Solatsham (Ruchen) machen,
Damit wir den Armen geben,
Damit wir Brötchen machen,
Damit wir den Kindern geben.

Nach dem Gesang wird der Puppenzarg, vor dem ein Knabe einen mit Nüssen behangenen Apfelzweig vorausträgt, in einem Umzug durchs Dorf getragen. Hinter dem Sarg geht ein als Priester verkleideter Mann und schwingt dazu eine Kuhglocke. An einem Kreuzweg wird dann der Sarg unter dem Gesang des obigen Liedes begraben. Das Ausgraben dieses Sarges gilt für eines der größten Verbrechen und Geheime, welche sich in West- folcher Wetterpuppen setzen wollten, haben mit dem Fatalismus der Bauern schlechte Erfahrungen gemacht.

Verbrecherliche. Den nachstehenden interessanten Beitrag zum Kapitel vom Seelenleben des Verbrechers finden wir in Wiener Blättern. Vor etwa zehn Jahren befand sich in einer österreichischen Strafanstalt ein Häftling, der dort seine dritte oder vierte Zuchthausstrafe wegen Diebstahls abbüßte. Der Sträfling führte sich musterhaft auf und wurde wegen seiner Intelligenz und seines freundlichen Gemütes als Wärter im Krankenhaus ins Gewissen und nahm den scheidenden Sträfling das Ehrenwort ab, daß er sich bessern und nie mehr im Leben stehen werde. Aber nach wenigen Wochen wurde der Mann wieder zu einer neuen schweren Kerkerstrafe verurteilt und sollte in die gleiche Anstalt übergeführt werden, in der er seine letzte Strafe verbüßt hatte. Er brachte ein Gefuch ein mit der Bitte, laß man ihn in einer anderen Anstalt unterbringen möge, denn er könne dem Direktor, dem er das Ehrenwort gegeben habe, nicht mehr unter die Augen treten. Die Behörde nahm auf das Gefuch des Diebes keine Rücksicht und wies das Gefuch ab. Der Mann kam wieder in die gleiche Strafanstalt. Hier wurde er vollständig trübsinnig, er hielt es nicht aus, vor den Augen des Direktors als Thölofer dazustehen, und eines Tages hängte er sich in einem unbewachten Moment auf.

Internationaler wissenschaftliche Kongresse finden im zweiten Halbjahr von 1907 mehrere statt: Vom 28. Juli bis 30. August in Stockholm geben die Allgheil; vom 2. bis 7. September in Amsterdam der Kongreß der Psychiater; vom 5. bis 14. September in Newporf ein Kongreß zur Erforschung der Psychik; vom 11. bis 21. September in Wien der internationale Kongreß für Hygiene und vom 18. bis 16. Oktober in Rom der Kongreß für physikalische Therapie.

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. e. u. C. o., Karlsruhe i. B.

nur an ihre Seckrantheit dachten. So ging es Stunden lang. Und Sturm und Regen gingen immer wilder, auch die Seckrannten aus ihrer Betstube auf-rückten.

Wir hatten Wangerooge passiert und der Käpiten behauptete, Gselgoland zu sichten, aber bei einem solchen Sturm nicht anlegen, sondern es höchstens umfahren zu können. Da erreichte, als auch Wangerooge keinen Schutz mehr bot, die tolle Jagd ihren Höhepunkt. Jetzt ging es nicht mehr auf und ab, sondern auch nach oben und unten, Stenord oben, Steuerbord unten, Nachbord oben, ein Mitteln und Schütteln nach allen vier Seiten. Nun ging den meisten das Gselgoland auf. Man schrie nach dem Kapitän, der von der Brücke buchstäblich auf allen Vieren herumtrotzte und in dieser wenig imphanten Stellung darüber abstimmen ließ, ob geendet oder weitergefahren werden sollte. Der magenleibende Frankfurter und ich waren allein für die Weiterfahrt, die übrigen beschworen den Kapitän, der unerträglich Qual des Schaufels und ihrer Himmelangst ein Ende zu machen.

Noch toller fast als die Ausfahrt war die Rückfahrt. Erst beim Feuer-schiff glättete sich halbwegs das empörte Meer, womit auch die Seckrantheit nach-ließ. Nur zwei Passagiere hatten indeßen ein Vergnügen an der Fahrt gehabt: ich und der magenleibende Frankfurter, der noch bis zu seinem Gselgoland hin ein jeder erzählte, daß er allein nicht seckran geworden sei und deshalb einen Prima-Rogen haben müsse. Somit schied wahrhaftig niemand mit dem bekannten Em-pfinden, einen vergnügten Tag erlebt zu haben. Ein Reaktionskollege von mir, der auch die Qualen der Seckrantheit von Anfang bis zu Ende durchgelebt hatte, räumte mir sogar ins Ohr: Lieber 14 Tage sitzen, als einmal nach Gselgoland fahren.

Vom frauenturnen.

„Wenn ich nur herauskriegen könnte wodurch die Schulken jetzt immer so frech und hüßlich aussehen und so fidel ist.“ Diese Worte kamen aus dem Munde einer verdrossen und blaß aussehenden Fabrikarbeiterin, die im Kreise ihrer Genossinnen stand und halb neidisch eine junge Frau ansah, deren Aeußeres allerdings von dem der anderen vorteilhaft abfiel. Alles lachte. „Na, neidhammelst du schon wieder, Liese? Frag' sie doch, die sagt's die sicher.“ riefen einige. Der Liese schien das einleuchtend. Nach geschlossen trat sie auf die hüßliche, junge Frau zu. „Sagen Sie, Frau Schulke, was machen Sie eigentlich, daß Sie so gesund und hüßlich aussehen? Sie nehmen wohl keine Seifen, von denen man oft in den Zeitungen liest?“ Lachend dreht sich die Kleine, flinke Person um. „Sie sind wohl nicht geseit, Liese; auf solchen Schwindel fallen wir nicht mehr herein und verbringen unser Geld damit.“

„Na, wir machen Sie es denn aber, Frau Schulke, sagen Sie es mir doch, ich möchte auch gern hüßlich aussehen und gesund sein!“ „So? Na für wen denn?“ Schelmisch lachend steht ihr die Kleine Frau in das schmale, blaße Gesicht. „Nun, ich will es Ihnen erzählen, wie ich es gelernt habe. Also, mir ging es wie Ihnen. Ich fühlte mich immer elend, machte meine Arbeit widerwillig und war zu Mann und Kindern unfreudlich, weil meine Kräfte für die viele Arbeit nicht ausreichten. Jeden Morgen, wenn ich nun in die Fabrik ging, traf ich ein junges Mädchen, welches über uns wohnt und Verkäuferin in einem großen Warenhaufe ist. Ich war immer erstaunt, wie blühend das Mädchen aussah und wie lustig ihre Augen funkelten. Eines Morgens, als sie mich wieder so freundlich anlachte, fragte ich sie, wie sie es anstellte, bei ihrem angezeigten Verfall — sie müsse doch den ganzen Tag stehen — so gesund zu sein.“ „Ja, sehen Sie, Frau Schulke, meine Mutter ist eine sehr vernünftige Frau. Die sagte mir, als ich aus der Schule kam: „Madel, wenn du jetzt Verkäuferin wirst, so ist das keine richtige Ausarbeitung für den ganzen Körper. Ihr habt doch Turnen in der Schule gehabt, turne mal zu Hause weiter, das bringt das ganze Blut in Bewegung und erhält frisch.“ Ich erzählte das meinen Freundinnen. Die fanden es richtig vernünftig und meinten, ihre Brüder hätten so keine Turnvereine, wir könnten uns doch auch so zusammmentun.“

„Also, gesagt, getan! Wir gingen zu unserer früheren Turnlehrerin aus der Volksschule und fragten, wie wir die Sache am besten anfangen. Sie hat uns dann gute Ratsschläge gegeben. Sie erklärte uns, welsch großen Nutzen das Frauenturnen für den Körper hätte, wie durch Pflege des Körpers der Mensch auch gesünder und schöner würde. Sie sagte uns, wir sollten nicht mechanisch turnen, sondern versuchen, unsere Muskeln mit dem Willen zu beherrschen. Luft, Licht und Wasser müßten wir als die besten Heilfaktoren betrachten. Wir sollten nicht, wenn wir spazieren gingen, mit dem großen Menschenstrom wandern, sondern stille Gegenden aufsuchen, wo wir ruhig und gemächlich die schöne Luft und Aussicht genießen könnten. Wir sollten vor allem uns des Korsetts entwöhnen, jede Einschränkung fortlaffen und dem Körper Bewegungsfreiheit geben. Sie hat uns überhaupt alles so wunderbar erklärt, wir waren ganz begeistert.“

Wie die Verufe einseitig die Muskeln beschäftigen, das erklärte sie uns, wie z. B. der Mensch, der eine sitzende Lebensweise führe, dafür sorgen müsse, daß die Bauch- und Beinmuskeln gestärkt und die Lungen durch Atemübungen geteigt und erweitert würden; während der Mensch, der nur den ganzen Tag läuft und steht, für die Arm-, Brust- und Rückenmuskeln zu sorgen hätte. Dann hat sie uns einen Plan aufgestellt, nach dem wir gearbeitet haben, und so sind wir so frische, fröhliche Menschen geworden. Allerdings gehört ein wenig Ueberwindung und fester Wille dazu.“

„Ach, liebes Fräulein, können Sie mir das nicht auch beibringen?“ „Gewiß, Frau Schulke, ich werde mir die Sache überlegen; bringen Sie Sonntag Nachmittag mal ein aus Ihrer Bekannten mit, dann kann die Verschönerungs-geschichte vor sich gehen.“

Ich lief nun zu einigen Freundinnen, die alle mitmachen wollten, und so standen am Sonntag neun Frauen vor der Tür von Fräulein S. Diese empfing uns lachend: „Na, Kinder, das ist ja fein. Der Tischler L. hat uns einen leeren Raum zur Verfügung gestellt. Run kann die Sache losgehen.“ Wir zogen nun hinaunter, wo uns Meister L. schmunzelnd empfing: „Ada, jetzt kommen die neun Frauen. Na, auf den Mummel bin ich gespannt. Denn amüßert euch man, Kinder.“ Uns aber war es heiliger Ernst. Wir gingen mit Feuereifer an die Uebungen. Es wurde ohne jeden Apparat geturnt, nur Freiübungen wurden gemacht. Fräulein S. meinte, das Apparat- oder Pantel-Turnen bilde die Mus-

keln zu einseitig aus. Wir machten mit Armen und Füßen alle möglichen Uebungen und mußten dabei immer an bestimmte Muskelspannungen denken.

Als wir fertig waren, erklärte uns Fräulein S., wir müßten uns überwinden und jeden Morgen oder Abend diese Uebungen allein oder mit unseren Kindern machen; dann müßten wir uns einen Protzierlappen für 20 Pf. kaufen — der nebenbei sehr haltbar sei — einen Napf kalten Wassers nehmen (wenn das kalte unangenehm, etwas wärmeres), dann den Körper mit dem nassen Lappen tüchtig protzieren und mit einem Tuch trocken reiben. „Kinder, es geht nichts über die täglichen Freiübungen,“ rief Fräulein S., „und über kühle Abreibungen,“ und dabei redete sie ihre schlanke, reizende Gestalt. Um die Sache übrigens noch gesünder und lustiger zu gestalten, nächt auch eine Sose. Gemache. Ihr müßt doch, so eine Art Strandhose, Hals, Arme und Beine frei. Es macht auch Spaß, wenn man mal frei aller Fesseln sich als halber Naturmensch fühlen kann. Ihr könnt ja alte Sommerkleider oder Hemden dazu verwenden, damit es nicht zu teuer wird.“

Wir waren alle ganz wild auf die Turnerei und führten das nun schon seit einem Jahr in unserer Vereinigung fort. Wir befinden uns heilfroh dabei, und unsere Männer sind äußerst vergnügt über den jetzigen Stand der Dinge. Die Kinder sind auch gesünder und widerstandsfähiger durch das tägliche Turnen. Dieses Augen waren bei Fräulein S. Schulgens Schilderungen immer größer geworden: „Gerrrotz!“, sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „vielleicht kann ich dann auch so herzlich lachen lernen wie Sie und so strahlen ausssehen!“ — Ja, meine liebe Leserin, das kannst du auch, wenn du den Willen dazu hast! Ich weiß wohl, das Uebermaß von Arbeit zermürbt die Willenskraft, aber gleichwohl, kann auch durch gymnastische Körperpflege nicht alles, so kann doch viel gesehehen, die Widerstands-kraft gegen jene zermürben zu erhöhen.

Dieser kleine Dialog ist geschrieben, um euch aufzumuntern und anzu-feuernd, diesen Verspielen zu folgen. Ihr werdet sie erreichen und euer Leben dadurch doppelt genießen. Was wird es euch für ein frohgefühl sein, wenn ihr euren gefunden und geteigteten Körper emporgestreckt in dem Wohlgefühl der gewonnenen Kraft und euch sagt: Diese Art kostet uns weiter nichts als etwas abgerungene Zeit und 20 Pf. für einen Protzierlappen! Also frisch ans Werk — denn frisch gemacht ist halb gewonnen.

Bergführer.

(Nachdruck verboten.)

Wenn man in Grindelwald, Engelberg oder Jermat oder sonst einem Orte eines schweizerischen Alpental, das Ausgangspunkt für Hochtouren ist, durch die Dorfstraße geht, dann sieht man oft auf einer Bank unter einem Baum einige Männer beisammen sitzen, oder auch auf einem freien Plage stehen, die sich ihre Pfeifen rauchen und tun, als ob es Sonntag vor der Kirche wäre. Und doch ist es Werttag. Alles arbeitet; nur sie ruhen. Der Dorfscmidt geht im schwarzen Leberschutz an ihnen vorbei und wünscht ihnen guten Tag. Männer mit Legten auf der Schulter ziehen an ihnen vorbei in den Wald und sagen Grüß Gott. Mädchen, die gerade beim Krämer etwas holen müssen, spritzen über die Straße und rufen ihnen ein „Grüß Euch wohl“ zu. Aber in jedem dieser Grüße steckt bei aller Freundlichkeit etwas Unausgesprochenes, oft wie ein Stuch Spott, gerade als ob es die Grüßenden eben doch nicht so recht in der Ordnung fänden, daß man am Werttag so herumlungert. Die Fremden spazieren vorbei und sehen die Männer mit jener respektlosen Neugier an, die nun einmal Fremde in den Bergen gewöhnlich zur Schau tragen. Allerdings haben sie einen Entschuldigungsgrund. Die Männer erregen Aufsehen, ob sie wollen oder nicht. Sühmngestalten reden sich unter ihnen auf, junge mit noch frischen trocknen Gesichtern und alte verwitterte Graubärte. Einige prächtige Köpfe sind darunter, gerade als ob sie ausgezehrt wären. Der Kampf ums eigene und um fremde Menschenleben hat diese Arbeit im Gesicht verrichtet. Ihre Kleider sind fast ganz gleich: gewöhnliches braunes Ledertuch. Die Hüte sind gleich: einfache schwarze Wetterfelle. Die Schuhe sind gleich: schwere, mit dicken Nagelkronen bewehrte diebstahlige Leder-schuhe, bereit zum Kampf mit Fels und Gletscher.

Das sind die Bergführer. Die vorüberspazierenden Fremden, die in den großen Hotels sitzen und sich die Berge von unten anschauen, zeigen sich den einen oder den anderen unter den Männern und reden von ihnen. Diese aber kümmern sich nicht darum. Derlei Gesellschaft steht bei ihnen nicht hoch im Kurs. Höchstens ein derber Wiß fällt einmal für sie ab. Aber plötzlich entsteht eine kleine Bewegung unter ihnen. Sie heben die Köpfe und reden die Hälse. Unten die Straße herauf kommen in langsamem Schritt zwei Fremde. An ihren mageren knochigen Gesichtern und an ihrer Kleidung ist zu sehen, daß sie von den Rechten sind. Vielleicht gibt es da Arbeit. Aber sie gehen vorüber.

So warten sie, die Bergführer, in den zwei Sommermonaten der Alpen, Juli und August auf Arbeit. Sie sind eine Junst für sich und bilden eine Art Aristokratie des Dorfes, aber nicht die Geldaristokratie. Ihre Hüften sind meist klein, und ihr Wuchstand setzt sich gewöhnlich eher aus Ziegen, als aus Großvieh zusammen. Der begüterte Bauer nimmt sie nicht für ganz voll. Sie sind mehr die Unbändigen, die Einspänner und Dorngeiseln, die kein Stigleber haben und nicht lange auf dem Schuterkstuhl sitzen oder an der Sobelbank stehen können. Es gibt aber auch erste, schwerblütige unter ihnen; alte Brummbären, die alles andere lieber tun, als mit einem Fremden ein freundliches Wort reden; aber sie sind oft die zuverlässigsten, und der rasche Gelderwerb hat sie in der Jugend gelodet, Bergführer zu werden. Ihr Verdienst ist übrigens nicht sehr groß im Verhältnis zu den Gefahren. Die Tage für eine Tagestour ist ungefähr 15—20 Frs., und Verpflegung.

Die Könige unter ihnen aber sind die Bauernsöhne, die es nicht nötig gehabt hätten, Führer zu werden, die aber der Ehrgeiz trieb, vor dem Dorf und den Fremden Steigern ihre Körperkraft und ihren Mut zu zeigen. Ihnen ist das „Führen“ mehr als Gelderwerb. Berühmt wollen sie auch sein. Es gibt manche unter ihnen, die einen Weltruf haben. Als ich einmal von Eians nach Engelberg fuhr, traf ich im Zug den Führerkönig von Engelberg. Er kam mit Gletscherseil und Eispickel gerade von einer Verlesung des Weishorns bei Jermat zurück, dem unbändigsten aller schweizer Bergungseuer, gegen das das Matterhorn schon

fast nur ein Spiel ist. Es lag wirklich etwas Königliches auf seinem Gesicht. Er hatte einen Begleiterlos. Wie von Stahl war der ganze Mensch. Aus dem von der Gletscherkante rotgebrannten Gesicht leuchteten zwei Augen in ruhigem Beherrschertum. Er versierte nicht, das hatte er gar nicht nötig; aber seine ganze Gestalt atmete den Stolz selbstbewusster Kraft. Zwei Jahre lang war er mit Engländern im Himalaja gewesen. Jetzt ist er König in Engelberg. Wenn er einen auf den Tizis führt, was ihm ein Spaziergang ist, dann redet das alte Fräulein, das auf der Uebernachtsstation aus dem Trübsie mit den Fremden den Führerproviant verabreitet, mit ganz besonderem Respekt: „Ah, Ihr habt den Kari! Ja, schauen Sie, da muß man halt schon eine Flasche Wein, ein halbes Gubn, ein Stuch Käse und ein halbes Brot für ihn allein rechnen. Der Kari ist das so gewöhnt.“

Aber es gibt unter den Führern auch leichte Brüder, denen es gerade noch so gelangt hat, als sie vor dem Landammann das Führerexamen ablegen müßten; nicht so sehr der Kenntnisse als des Numms wegen. Manche rote Nase spricht von zu tiefem ins Glas-Wilden. Sie sind zwar Ausnahmen, aber das wagballige Leben eines Bergführers setzt gerade solche Naturen. Meist sind die Führer früher Wildbeuter, Waldhüter, Kristallsucher oder Jäger gewesen und sind es oft noch; da gibt es manderlei Menschen drunter. Aber gerade deswegen ist es gut, daß sie am offenen Tag auf die „Herren“ warten, die sich dann nach dem Neuzehen denjenigen anschauen, der ihnen am meisten Vertrauen einflößt. Allerdings halten die Führer bei dem Engagement für eine Vergütung unter den „Herren“ oft noch strengere Auslese. Denn ebenso ruhig, wie der fremde Hochtourist den Führer misst, bevor er ihn zu einem Tausch mit den Naturgegenständen der Berge auffordert, besteht sich der Führer den „Herren“, bevor er einschlägt, was als Zeichen ebulliger Abmachung gilt. Ohne es zu wollen, zeigt der Führer den Touristen stets das Gefühl einer ruhigen Ueberlegenheit. Zuerst sieht er sich das Schutthorn des Berglandbabten an. Da ist es denn oft schon übel bestellt. Keine abnungslose Dreckfülle, die ein Produkt rein städtischer Kultur ist, macht sich besonders in den letzten Jahren in den Bergen immer breiter und stellt manchen Führer vor die unangenehme Alternative, entweder sich einen Verzicht entgegen zu lassen, oder mit tragend einem mit den Gefahren der Hochtouristik völlig unvertretenen Jüngling alserhand Schwierigkeiten bestehen, vielleicht sogar das Leben riskieren zu müssen. Allerdings ist von den Kantonalregierungen, vor denen die Führer ihre Examen abzulegen haben, von jeder darauf gedrängt worden, daß solche Mafeweise mit der nötigen Dosis Grobheit behandelt werden. Darauf verstehen sich zwar die meisten Führer ziemlich gut, aber gewöhnlich erst, wenn die Tour schon begonnen hat. Die Hoffnung auf Verdienst läßt auch sie oft da ein Auge zudrücken, wo sie einfach einen solchen abnungslosen Eindringling kräftig abzuwehren müßten. Verhältnismäßig am schlechtesten sind die Bergführer auf die Damen zu sprechen, die sich ihrer Schut anvertrauen, um in die Geheimnisse der Bergwelt eindringen zu können. Noch mehr als Männer unterschätzen diese, von einer ungezügelen Eitelkeit geleitet, die Gefahren der Gletscher. Die Zweitauendachtshundertmetergrenze, jene kritische Höhe, auf der sich infolge des beginnenden Sauerstoffmangels gewöhnlich zum mindesten einiges Herzgelfapper einstellt, bringt die meisten nicht trainierten Vergleiterinnen zu Fall; d. h. sie werden von schwerem Herzflößen befallen, bekommen Atemnot und legen sich gewöhnlich an der Stelle, wo sie sich gerade befinden, platt auf den Boden oder den Gletscher, in der sicheren Ueberzeugung, daß sie nun ihr teures Leben ausstauchen müssen. Der Führer kennt zwar den Stummel ganz genau und weiß, daß das nicht halb so gefährlich ist. Aber auch dann, wenn ein fester Säulur Cognac den wagemütigen Damen wieder auf die Beine geholfen hat, bleibt doch gewöhnlich ein so erheblicher Rest physischer Erregung, daß der Führer oft seine liebe Not hat, bis so ein „Frauensimmer“ wieder hinabbugliert ist. Uebrigens gibt es auch junge Leute, die jene kritische Grenze nicht zu überwinden vermögen, und die da oben sterben wollen. Einer der Führer auf meinen Touren im Tizisgebiet erzählte mir von einem jungen Berliner Bankierssohn, der ohne Wissen seines Vaters eine Hochtour unternommen wollte und in der Höhe von dreitausend Metern auf dem Sufenhorn von der Bergkrankheit befallen wurde. Er ordnete allen Enten an, daß er nach seinem Tode, der nach seiner festen Ueberzeugung in Kürze eintreten würde, in eine Gletscherpalte geworfen werden sollte. Der Führer hatte Brieftasche und Geld und Ubr schon bei sich, aber ein einziger Schluß Englandschnaps machte alle diese düsteren Vorbereitungen wieder unnötig. Allerdings mußte der Führer den Jüngling einige Stunden lang allein lassen. Silke holen und den Bergkranken dann auf dem nicht gerade sehr sanften Lager von zwei Eispickeln wieder in die Tiefe befördern, mochte er auch gehörig. Aber nicht immer gehen die Bergbesetzungen so tragikomisch aus. Der weiße Tod hat schon manchen aus den Reihen dieser wetterharten Gestalten geholt. In allen Formen lauert er auf diese Verwagten. Als Steinschlag saugt er von den Glaten herab an ihnen vorbei. Es braucht gar keinen Felsblock; auch ein rußgroßer Stein, der aus einer Höhe von tausend Metern einem auf das Schädeldach fällt, genügt zum Ende.

Unter den trügerischen Schneebürden, die über die Gletscherpalten führen, lauert der Tod, und sein königliches Vergnügen ist es, mit einer Lawine gleich eine ganze Kolonne zuzubeden. Auf den kleinen Kirchhöfen im Berner Oberland oder im Engadin oder in der Urschwiz steht auf manchem Kreuz der Vermerkt: Abgestürzt. Und sein traurigeres Bild gibt es, als wenn sie im Sturm und Unwetter von den Bergen herab der Frau einen toten Mann oder der Mutter einen toten Sohn ins Haus tragen. Die Bergführer haben es wie die Seeleute. Wenn sie Abschied nehmen, dann wissen sie nie, ob sie wiederkommen. A. F e n d r i c h.

Ueber Mutterschutz und Staatshilfe

sprach unlängst Genossin R i l h B r a u n. Man hat, so führte die Rednerin aus, das Wort geprägt: Das 20. Jahrhundert ist das Jahrhundert des Kindes. Das Jahrhundert, wo die Kinder der Proletariats dieses, fröhlich und in jener harmonischen geistigen Entwicklung aufwachsen, dieses Jahrhundert ist noch nicht gekommen. Wir fordern für jedes Kind die Mutter und für jedes gesunde Weib die Mutterschaft. Hier werde eingewendet: Hat nicht jedes Kind die Mutter und nicht jedes Kind die mütterliche Pflege? Genieß nicht! Die Entwicklung der Arbeit

verschindert die Mutter, sich der Pflege und Erziehung ihres Kindes zu widmen. Es hat keine Zeit gegeben, in der die Frau nicht gearbeitet hat. Sie hat noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Hause und für das Haus, in der Nähe ihres Kindes gearbeitet. Erst mit der Entwicklung der Industrie wurde die Frau aus dem Hause getrieben. Von dieser Zeit an ist auch eine rapide Zunahme der Frauenerarbeit festzustellen.

Eine in America aufgenommene Enquete hat ergeben, daß es nicht der persönliche Wunsch der Frauen ist, außerhalb des Hauses in den Fabriken zu arbeiten, sondern ausschließlich und allein die bittere Not. In dem Moment, wo die Frau in das Erwerbleben eintritt, ist sie Arbeitsbedingungen unterworfen, die eigentlich nur für die Männerarbeit zugeschnitten und bestimmt sind. Dadurch erleidet der weibliche Organismus die schwerste Schädigung. Das Kind, das zunächst aus der Schule kommt, ist schlecht genährt und in seiner geistigen Entwicklung zurück. Später im Leben hat es mütterliche Funktionen zu übernehmen. Unterleibskrankheiten, Fleischsucht usw. treten in Erscheinung, und wenn das Mädchen heiratet, ist es nicht in der Lage, einem gesunden Kinde das Leben zu schenken. Die Frau muß, dank unserer „vorgeführten Sozialreform“, arbeiten bis zum Grabe. Dadurch werden die unkritischen Verbreiter der Reorganisation, Deutschland marschiere an der Spitze der Sozialreform, Augen geklopft. Die „Heiligkeit der Ehe“ könnte nicht besser illustriert werden als durch die Tatsache, daß die Frau in die Fabrik gedrängt und bis zu ihrer Entbindung die schwersten Arbeiten verrichten muß.

Die Rednerin wies hierauf nach, daß die Säuglingssterblichkeit bei der arbeitenden Klasse um das Vierfache größer ist als in den wohlhabenden Kreisen. Bei den Fabrikarbeiterinnen sei beispielsweise nachgewiesen, daß 88 Prozent der Säuglinge das erste Lebensjahr nicht erreichen. Nicht etwa mangelte dem Kinde die notwendige Pflege, nein, die Mutter war während der Schwangerschaft nicht genügend gepflegt und konnte schließlich kein lebensfähiges Kind gebären. Wenn so eine Frau nach elfstündiger Arbeitszeit totmüde nach Hause kommt, den Haushalt in Ordnung bringen muß, was bleibt da für das Kind und die Familie noch übrig? Und was kann der Vater, der nach zwölfstündiger Arbeitszeit abgehört sein Heim betritt, für das Kind tun? Es ist ein Schandbild unsere Zeit, daß die Proletarierkinder die Freunde der Teilnahme an geistiger Kultur, die den Menschen erst zum Menschen macht, verschlossen ist. Und wenn etwas angetan ist, die Proletarierfrau hinauszuspießchen in den politischen Kampf, so ist es dieser Gewanle!

Rednerin bezweifelt dann auf die statistisch festgestellte Tatsache, daß die Zahl der unehelichen Kinder fortgesetzt im Zunehmen begriffen ist. Sie beträgt in Deutschland jährlich 120 000. Diese stellen, wie ebenfalls statistisch erwiesen, später den größten Prozentsatz Dienen und Weiberdar. Die bürgerliche Gesellschaft hat keinerlei Ursache, mit Steinen nach diesen unglücklichen Geschöpfen zu werfen, da sie selbst Schuld an diesen Zuständen trägt. Die Rednerin fordert für jedes gesunde Weib die Mutterschaft und für jedes Kind Mutterschutz, des weiteren wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau gegenüber dem Mann und Erleichterung der Erziehung, denn das Zusammenkoppeln auf Lebenszeit, das oft nicht durch Liebe bedingt, sei ein Verbrechen an den Kindern, ein unheilbares Unglück an sich selbst. Die Mutterschaftsvericherung sei die Krönung des ganzen Versicherungsgebäudes. Die Versicherungssumme muß nicht nur einen Teil, sondern den ganzen ortsüblichen Lohn erreichen, damit muß auch die Ruhezeit für Schwangere gesetzlich festgelegt werden.

Des weiteren muß die Errichtung von Schwangeren-Ämtern gefordert werden. Die Frau dürfe den Mann nicht hindern, politisch und gesellschaftlich tätig zu sein. Sollte er lässig sein, so muß ihn die Frau energisch hinaustreiben in den Kampf, wenn er nicht selbst geht.

Zur Behandlung der Prostitution in Berlin.

(Nachdr. verb.)

Ueber die Zahl der unter der sittenpolizeilichen Kontrolle stehenden Mädchen bringen die Mitteilungen des Statistischen Amtes der Stadt Berlin (Nr. 1) folgende Uebersicht:

	1904	1905
Unter sittenpolizeilicher Kontrolle standen am Jahresanfang	3709	3287
Im Laufe des Jahres kamen hinzu	683	217
Es gingen ab wegen Eintritt in ein Dienst- oder Arbeitsverhältnis	367	301
Verheiratung	46	50
Fortzug von Berlin	506	540
Schwangerschaft oder Krankheit	18	17
Verbüßung längerer Freiheitsstrafen	150	132
Verstorben sind	28	29

Abgang überhaupt 1105 1069

Danach wäre ein kleiner Rückgang der unter Polizeikontrolle gestellten Prostituierten zu verzeichnen, was freilich noch keinen Beweis für einen Rückgang der Prostitution überhaupt bedeutet, da sich bekanntlich der größte Teil der käuflichen Liebe der polizeilichen Kontrolle gänzlich entzieht.

Auch die Verteilungen wegen Verhöfe gegen die Sittenpolizei-vorchriften zeigen einen Rückgang. Im Jahre 1905 kamen insgesamt 6903 Verteilungen vor, gegen 9803 im Vorjahre. Die durchschnittliche Zahl der Verteilungen ging von 26,8 auf 19,0 Fälle pro Tag zurück. Zu diesem Rückgang der Verteilungsfälle sagt der Bericht: „Vielleicht handelt sich mehr um einen Unterschied des Verfahrens als um Veränderungen tatsächlicher Natur.“ Worin dieser Unterschied des Verfahrens zu suchen ist, deutet der Umstand an, daß die Vermerkung der Verurteilungsfälle sich in der Hauptsache auf die „heimliche Prostitution“ bezieht. Sollte darin ein Anzeichen dafür zu erblicken sein, daß man an leiblicher Stelle der Berliner Polizei eingesehen beginnt, daß das System der polizeilichen Ausfundschaftung und Einregistrierung der käuflichen Liebe verfehlt ist? Ueber das von der Polizei beobachtete Verfahren sagt der Bericht: „Bei Stellung unter Kontrolle geht die Polizei sehr vorsichtig und milde vor. Die Mädchen werden nicht gleich in die Kontrolllisten eingetragen. Es findet erst wiederholt Verwarnung zu Protokoll statt. Geeignetenfalls wird von der Polizei